

dtv

*Reihe Hanser*

Lukas möchte drei Tage lang alleine durch die Stadt streifen. Er gönnt sich Pommes frites und Cola, hängt einen lästigen Freund ab und besucht seinen skurrilen Großvater. Als er bester Laune eine Rolltreppe in falscher Richtung hinunterspringt, stößt er mit einem Mädchen zusammen.

Sonja ist siebzehn, jobbt als Kellnerin und geht gern ins Kino. Obwohl sie blind ist, lädt sie Lukas ins Schwimmbad ein. Und dort passiert das Unglaubliche: Weil Lukas nicht richtig schwimmen kann, verliert er den Halt unter den Füßen und ertrinkt beinahe. Im letzten Moment kann Sonja ihn retten.

Von da an ist für Lukas nichts mehr so, wie es war. Plötzlich sieht er die Welt mit anderen Augen.

*Friedrich Ani*, geboren 1959 in Kochel am See, schreibt Gedichte, Erzählungen, Romane und Drehbücher und wurde mehrfach mit Stipendien und Preisen ausgezeichnet. In der *Reihe Hanser* sind bereits erschienen: ›Durch die Nacht, unbeirrt‹ (dtv 62 653), ›Das unsichtbare Herz‹ (dtv 62 386) und sein Kinderbuch ›Meine total wahren und überhaupt nicht peinlichen Memoiren mit genau elfeinhalb‹ (dtv 62 459).

Friedrich Ani

# Wie Licht schmeckt

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



11. Auflage 2018  
2005 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2002 Carl Hanser Verlag München  
Umschlaggestaltung: Peter Andreas Hassiepen unter Verwendung  
eines Fotos von gettyimages/Andric Productions  
Gesetzt aus der Caslon 11/13  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62224-0

**A**ls Erstes kaufte ich mir einen Cheeseburger, Pommes und eine große Cola. Es fing schon wieder an, heiß zu werden, und ich konnte gar nicht genug schwitzen. Ich fand, schwitzen war die absolute Art, am Leben zu sein.

Seit ich an diesem Morgen von zu Hause weggegangen war, hatte ich lauter solche Gedanken.

Um halb sieben war ich aufgestanden und um halb acht schon auf der Sonnenstraße. Und als ich am Sendlinger-Tor-Platz aus der Straßenbahn stieg, dachte ich: Anfang, das ist der Anfang, es fängt an, es fängt vielleicht an. Natürlich war das eine Anspielung auf Beckett, aber wieso sollte ich nicht in Anspielungen denken? Ich konnte denken, was ich wollte, ich brauchte nur hinzuhören. Mein Kopf platzte vor Gedanken und ich ging einfach drauflos. Die Worte meiner Mutter hatte ich schon fast vergessen, und was meinen Vater betraf, so versuchte ich alles, was er zu mir sagte, in Mikrosekunden wieder zu vergessen.

»Das ist nicht gut«, sagte meine Mutter immer, wenn ich ankündigte, den ganzen Nachmittag allein in der Stadt zu verbringen. Sie hatte Angst, ich würde mich verlaufen, Kinderschändern in die Hände fallen, von einem Auto überfahren werden, verhungern, erfrieren, drogensüchtig werden und was einem sonst noch alles

zustieß, wenn man als Vierzehnjähriger durch eine Stadt wie diese streifte, ohne Bodyguards oder Eltern.

Ich sagte jedes Mal: »Ich pass schon auf.«

Daraufhin pflegte mein Vater etwas in der Art zu sagen: »Deine Mutter findet das nicht gut.«

Während ich auf einem der Steine vor dem sprudelnden Stachus-Brunnen hockte und meine Pommes aß, hörte ich mich sagen:

»Ich pass schon auf.«

Vielleicht gefielen mir die Stücke von Beckett deshalb so gut, weil darin gesprochen wurde wie bei uns zu Hause.

»Das ist nicht gut.«

»Ich pass schon auf.«

»Deine Mutter findet das nicht gut.«

»Ich pass schon auf.«

Schweigen.

Schweigend beendete ich mein Frühstück. Um mich herum rannten Leute zur Arbeit, Touristen versammelten sich zu Gruppen, Jugendliche tauschten Zigaretten und andere Sachen. Zum Glück war keiner aus meiner Schule dabei. Ich wollte, dass mich niemand sah. Das war mein Tag, ich wollte allein sein und mein Alleinsein für mich allein haben.

»Alter, was machst du da, Alter?«

Die Stimme schlug mir in den Nacken wie ein nasses Handtuch. Er hatte sich von hinten an mich rangeschlichen, ritzte sein typisches schiefes Grinsen ins Gesicht und ließ sein Zippo auf- und zuschnappen.

»Hi, Rico«, sagte ich.

»Lucky Luke!«, rief er, warf das Feuerzeug in die Luft, fing es auf und steckte es ein. Sensationell. Auf dem Schulhof machte er das andauernd, schnapp-schnapp-schnapp, werf hoch, stecke ein. Fünf Minuten später: Schnapp-schnapp-schnapp, werf hoch, stecke ein. Wenn er wenigstens zwischendurch geraucht hätte! Aber Rico rauchte nicht, er kaute bloß Streichhölzer, was perfekt zu seinen nach hinten gegelten Haaren passte. Natürlich gab es ungefähr hundert Schnepfen, die diesen Angeber bewunderten, sie hätten ihm sein Zippo poliert, wenn er es von ihnen verlangt hätte.

Ich sagte nichts. Ich grinste nicht. Ich saß auf dem Stein, stocherte mit dem Strohalm im leeren Becher und dachte: *Die Sonne schien, da sie keine andere Wahl hatte, auf nichts Neues.* Vor zwei Tagen hatte ich begonnen, einen Roman von Beckett zu lesen, nach den ersten fünf Seiten hörte ich auf, weil ich total verwirrt war. Doch als Rico vor dem Stachus-Brunnen auf mich herunterquatschte, fielen mir ein paar Sätze aus dem Buch ein, zum Beispiel dieser allererste mit der Sonne, und ich hatte plötzlich eine Ahnung, worum es in der Geschichte vielleicht ging. Um was genau, hätte ich nicht sagen können, aber ich begriff, dass es um etwas Konkretes ging, dass der Roman nicht halb so abgedreht war, wie er auf den ersten Blick wirkte.

Wahrscheinlich täuschte ich mich. Wahrscheinlich war er noch viel abgedrehter, als ich glaubte, und ich bildete mir nur etwas ein. Aus Notwehr. Um diesem Schwätzer von Rico nicht zuhören zu müssen.

»... das Geschirr kannst du mit'm Staubsauger auf-

saugen, da ist nichts mehr übrig, blöderweise ist der blöde Staubsauger kaputt, weil sie ihn beim letzten Mal gegen die Wand geknallt hat, da ist jetzt 'n Loch drin, inner Wand, da kannst du zwei Hände reinschieben, Alter ...«

Nach ungefähr einer Stunde stand ich auf und sagte:  
»Ich muss los.«

»Warte, ich bin doch grad erst gekommen ...«

Für mich war mindestens eine Stunde vergangen.  
Und ich hatte keine Zeit zu verlieren.

»Was soll die Eile?«, rief er.

Ich sagte: »Hab eine Verabredung.«

»Mit wem?«

»Geheim.«

»Putz dir mal die Zähne«, sagte Rico.

Ich ging in Richtung McDonald's, um meinen Müll in den Eimer zu werfen. Rico lief neben mir her. Er warf sein Zippo in die Luft und fing es mit einer Hand auf. Das Training zahlte sich aus, normalerweise brachte er das Kunststück nur, wenn er still dastand.

»Ich hab mich mit Max und Georgi verabredet, wir fahren raus zum Baden«, sagte er. »Kannst mitfahren.«

»Nein«, sagte ich, wischte mir die Hände an der Jeans ab und gab Rico einen Klaps auf die Schulter. »Ich hab was vor, sag ich doch.«

»Pass auf, Alter!«, rief er mir hinterher, »solche wie du wer'n später Singles!«

Einen Moment dachte ich, er käme mir nach. Aber es war bloß der Wind, der Ricos dämliche Stimme hinter mir herfegte.



Ein Ziel hatte ich nicht. Und ich brauchte auch keins. Heute war mein Geburtstag und ich war absolut frei. Und nicht nur heute. Auch morgen und übermorgen. Das war mein Wunsch gewesen, den ich mir jetzt selber erfüllte. Drei Tage rumlaufen. Wo ich will. Und abends nicht nach Hause. Es war Sommer und ewig hell.

Als ich vor einer Woche meiner Mutter auf der Terrasse gesagt hatte, was ich mir wünschte, wurde sie blass. Ich befürchtete schon, sie hätte einen Schock und ich müsse den Notarzt rufen. Aber dann aß sie weiter ihr Eis, ich trank meine Limo und wir sahen uns an. Mehrere Bienen und eine Hummel versuchten was vom Eis und von der Limo abzubekommen, was zur Folge hatte, dass ich zwei Bienen mit dem *Endspiel* todunglücklich machen musste. Die Reste, die an meinem Taschenbuch klebten, kratzte ich an der Unterkante des Tisches ab.

Mit einem Papiertaschentuch wischte sich meine Mutter über den Mund. »Was willst du denn machen drei Tage lang? Das ist doch langweilig. Und Angst hab ich auch, dass dir was passiert.«

»Ich weiß nicht, was ich machen werd, einfach nur rumlaufen. Den ganzen Tag, ich schau so rum, ich fahr mit der Tram von einem Ende zum andern. Da sind überall Leute, da passiert mir nichts.«

»Das ist ein Wunsch, der mir nicht gefällt«, sagte meine Mutter.

»Das ist ein toller Wunsch«, sagte ich, »er kostet dich und Papa keinen Cent. Ich hab noch fünfzig Euro von Großvater, die geb ich aus, wenn ich will.«

Der Vater meines Vaters arbeitete als Kellner und schenkte mir manchmal sein Trinkgeld von einer Woche. Das war die offizielle Version. In Wahrheit wettete Opa Johann auf Pferde. Er hatte oft Glück und einen kleinen Teil seines Gewinns verschenkte er gelegentlich an mich. Aber das durfte ich nicht wissen. Meine Eltern waren überzeugt, ich würde glauben, dass ein achtundsechzigjähriger hinkender Mann noch jeden Tag in einem Lokal herumliief und Gäste bediente. Seltsamerweise hatte er jedes Mal frei, wenn ich ihn besuchte. Er saß dann am Stammtisch, trank Weizenbier und ich dachte: Wenn mein Vater bayerischer Meister im Nichtreden war, dann war sein Vater mindestens Champions-League-Sieger.

»Das ist nicht gut«, hatte meine Mutter vor einer Woche gesagt. Und dasselbe sagte sie einen Tag vor meinem Geburtstag noch einmal. Und fügte hinzu: »Nein!«

Sie machte einen total niedergeschlagenen Eindruck und ich war nahe dran, ihr den Wunsch zu erfüllen, mir meinen Wunsch nicht zu erfüllen.

Doch ich konnte nicht. Ich konnte nicht. Konnte einfach nicht.

Also haute ich am nächsten Morgen ab. Zettellos.

Heute denke ich manchmal, vielleicht hatte meine Mutter Recht mit ihrem kosmischen Gerede, vielleicht gibt es tatsächlich Dinge, von denen man spürt, man muss sie tun, du weißt nicht, wieso, du hast keine vernünftige Erklärung, du weißt nur, es muss sein, es muss

um alles in der Welt so sein und nicht anders. Und später begreifst du: Es hatte einen Sinn, es gibt einen Zusammenhang zwischen dem, was du unter allen Umständen willst, und dem, was geschieht. Als würde eine Verbindung bestehen zwischen deinem Willen und einem Ereignis, das mit deinem Willen unmittelbar gar nichts zu tun hat, das dann aber dein ganzes Leben verändert.

Alles, was ich wollte, war, drei Tage durch die Stadt zu kreisen, einfach so, aus Spaß, wie Wladimir und Estragon auf ihrer Landstraße. Natürlich wollte ich nicht verprügelt werden und so was.

Kurz vorm Einschlafen in der Nacht, bevor ich abhaute, weckte mich mein Vater. Normalerweise kam er nie in mein Zimmer. Wenn er etwas von mir brauchte, klopfte er an, und wenn ich nicht öffnete, versuchte er es später wieder.

Diesmal hatte er nicht geklopft.

»Deine Mutter weint«, sagte er.

»Ich weiß«, sagte ich.

Meine Bemerkung verwirrte ihn. Er hatte kein Licht angemacht und in der Dunkelheit wirkten seine großen Augen wie die einer Eule, die in einem Gebüsch hockt.

»Einen Tag kannst du gehen, aber nicht drei hintereinander«, sagte er mit knurrender Stimme.

Ich wusste, das war das Höchstmaß an Autorität, das er aufbringen konnte.

»Nein«, sagte ich.

Dann zog ich die Decke bis zum Kinn hoch und ver-

grub meinen Kopf im Kissen. Mein Vater rührte sich nicht von der Stelle.

Ich dachte an Hamm, der auch nicht aus seinem Kabuff rauskam.

Irgendwann ging mein Vater aus dem Zimmer und schloss die Tür.

Der Tag, an dem ich vierzehn Jahre alt wurde, war ein Mittwoch. Meine Mutter sagte, ich sei an einem Mittwoch geboren worden, und ich fragte sie, was das bedeute.

»Nichts«, sagte sie.

Wenn sie schlecht gelaunt war, sagte sie oft »Nichts«. Der Grund für ihre miese Stimmung war diesmal wieder ich. Weil ich nicht genügend Interesse für ihre esoterischen und astrologischen Erkenntnisse zeigte. Dabei verstand ich einfach nicht, was sie mir erzählte. Es ging um Planeten, Häuser, Konstellationen und eine Menge Zahlen. Und ich saß da und schwieg.

»Schläfst du mit offenen Augen?«, sagte meine Mutter dann, und ihre Stimme hatte diesen rauen Unterton, der sich bald darauf in einen harten Oberton verwandelte.

»Dann lass mich allein!«

Ich stand auf und ging.

Lange Zeit, zwischen meinem achten und dreizehnten Lebensjahr, hatte ich tatsächlich geglaubt, sie meine es ernst. Sie wolle allein im Zimmer sein, mochte niemanden um sich haben, auch mich nicht, der überhaupt keinen Krach machte. Indem ich sofort aufstand und ging, wollte ich ihr eine Freude bereiten.

Erst vor kurzem hatte ich begriffen, dass sie eigentlich das Gegenteil von mir erwartete, ich hätte dableiben und Fragen stellen und neugierig sein und staunen sollen.

Einmal kam mein Vater zu mir und sagte, Mama würde wegen mir weinen, weil ich sie so schlecht behandelte. Ich hatte keine Ahnung, wovon er sprach. Erschrocken rannte ich auf die Terrasse, wo meine Mutter vor ihren Karten und Tabellen saß, stellte mich vor sie hin und entschuldigte mich.

Ich sagte: »Tut mir echt Leid, Mama.«

Und sie hob den Kopf und ich sah ihre nassen Augen und sie sagte: »Was tut dir Leid? Was genau?«

»Dass du wegen mir weinst.«

»Ich wein nicht wegen dir!«

Vielleicht war das das Schlimmste, was sie jemals zu mir sagte: Ich wein nicht wegen dir.

Ich schaute meinen Vater an, der keine Miene verzog, zumindest bemerkte ich keine Miene in diesem schwarzen Gestrüpp, das sein halbes Gesicht überwucherte. Er hatte mich ins offene Messer laufen lassen und dafür hasste ich ihn.

»Tut mir Leid«, sagte ich noch einmal. Aber meine Mutter starrte auf den Tisch und schien mich vergessen zu haben. Weil ich nicht wusste, was ich tun sollte, warf ich aus Versehen meinem Vater wieder einen Blick zu. Und er zeigte auf den leeren Stuhl am Tisch. Wieso spricht er nicht?, dachte ich wütend. Blöder Gedanke! Mein Vater neigte nicht dazu, viel zu sprechen, egal, worum es ging, egal, ob meine Mutter weinte oder lach-

te oder ob ich weinte oder lachte oder ob meine Mutter Sachen erzählte, die mein Vater, davon war ich total überzeugt, genauso wenig verstand wie ich.

In jenem Augenblick hasste ich ihn noch mehr als sonst. Weil er nichts sagte, kein Wort, das diese Stille beendet hätte, die, so bildete ich mir ein, aus meiner Mutter herausströmte wie ein Geruch und uns alle drei einnebelte und sinnlos warten ließ.

In jenem Augenblick fühlte ich mich komplett sinnlos. Vielleicht lag es daran, dass ich kurz zuvor zwei Theaterstücke von Samuel Beckett gelesen hatte, mit dessen Figuren ich mich identifizierte. Vielleicht kam ich mir vor wie einer, der sein Leben in einer Mülltonne verbringt oder auf einer Landstraße, und nichts ändert sich und alles ist absurd.

Aber wenn ich ehrlich war, glaubte ich das nicht. Vielmehr fühlte ich mich deshalb so komplett sinnlos, weil die Situation einfach sinnlos *war*. Zwei schweigende Erwachsene, ein Mann, der ein Gebüsch im Gesicht hatte und mit dem Finger auf einen leeren Stuhl zeigte, und eine Frau, die ihr Leben und das ihrer Familie aus bunten Karten ablas und über etwas weinte, das niemand kapierte. Dazu ein Junge in kurzen Hosen, in dessen Kopf Stimmen spukten: »Ich sage mir ... manchmal, Clov, du musst noch besser leiden lernen, wenn du willst, dass man es satt kriegt, dich zu strafen ... eines Tages ...« Oder: »Komm, wir gehen. Wir können nicht. Warum nicht? Wir warten auf Godot. Ach ja ...«

Minuten vergingen. Wahrscheinlich Stunden. Irgendwann beschloss ich, mich zu setzen. Und genau in

diesem Moment erhob sich meine Mutter und ging wortlos an meinem Vater vorbei ins Wohnzimmer. Bis zu meinem Platz konnte ich hören, wie er sich kratzte. Es hörte sich an, als würden zwei Krähen in einem Strauch miteinander kämpfen und wild mit den Flügeln schlagen. Dann war er verschwunden. Endlich.

Es war still auf der Terrasse. Sinnlos still. Kein Blättertuscheln. Keine Autogeräusche. Nichts. So still wie auf der Landstraße in dem Stück von Beckett.

Das alles passierte, als ich dreizehneinhalb war. Und eine Woche, bevor ich vierzehn wurde, saß ich wieder allein auf der Terrasse und wartete darauf, dass mein Vater herauskam und mir mitteilte, ich hätte Mama zum Weinen gebracht.

Er kam nicht.

Stattdessen erschien meine Mutter.

»Ich muss mit dir reden«, sagte sie.

Sie lehnte die Terrassentür an, als käme sie in mein Zimmer und niemand dürfe es bemerken, sah sich um, als wäre sie neu in der Gegend, und ging zum Tisch. Ich saß auf der Hollywoodschaukel meiner Großmutter und las zum zweiten Mal dasselbe Theaterstück. *Hand in Hand hätten wir uns vom Eiffelturm runtergestürzt, mit den Ersten. Da sahen wir noch anständig aus. Jetzt ist es zu spät. Die würden uns nicht rauflassen ...*

»Was liest du da?«

»Beckett.«

»Immer noch?«

Meine Mutter wischte sich über den Mund und setzte sich auf den weißen Plastikstuhl mit dem grünen



Kissen, wo sie immer saß. Ich legte das Buch mit der aufgeschlagenen Seite nach unten auf den Steinboden, neben die Schaukel. Dann schaukelte ich.

»Du hast bald Geburtstag«, sagte meine Mutter, »deswegen muss ich mit dir reden.«

»Dann fang an.«

Meine Mutter lächelte. Das tat sie selten. Ich war auf der Hut. Sie sah mich an. Ich hörte auf zu schaukeln. So hatte sie mich noch nie angesehen.

Das war ganz sicher meine Mutter, die mir gegenüber saß, doch ihr Blick war der einer anderen Frau, einer Frau, der ich noch nie begegnet war. Und je länger ich zu ihr hinsah, desto fremder erschien sie mir. Ich beugte mich sogar vor, als würde mit meinen Augen etwas nicht stimmen. Und die Schaukel bewegte sich. Ich wollte das nicht. Ich wollte ruhig dasitzen, aber die Schaukel knarzte und schwang vor und zurück. Und ich saß da, gebeugt, die Hände auf meinen nackten Beinen, und glotzte diese unbekannte merkwürdige Frau an, die einfach nur meine Mutter war.

»Du bist schon lange kein Baby mehr«, sagte die Frau, die meine Mutter war, »manchmal bist du sogar richtig erwachsen ...« Sie machte eine Pause und sah mir in die Augen. Ich schaute nicht weg. Ich wollte herausfinden, was mit ihr passiert war. Wieso sie plötzlich so anders wirkte, obwohl sie dasselbe hellblaue Kleid anhatte wie immer und ihre Haare ineinander verknotet hatte wie immer. Auf einmal schaute ich nur ihre Haare an.

»Was ist?«, fragte sie.

Ich zuckte zusammen. Die Schaukel fing wieder an sich zu bewegen, sie quietschte leise und ich wusste nicht, wie ich mich richtig hinsetzen sollte. Sonst konnte ich stundenlang so dasitzen, lesen, mich sacht schaukeln lassen und ehe ich es bemerkte, war ein ganzer Nachmittag vergangen.

»Was ist mit meinen Haaren?«

»Nichts«, sagte ich.

»Komm her«, sagte sie und wischte sich über den Mund.

Ich ging zu ihr. Sie nahm meine linke Hand in beide Hände und ich spürte einen harten Druck.

»Wenn ich dich beim Lesen beobachte, wirkst du wie ein Erwachsener«, sagte sie. In meinen Ohren klang es, als würde eine fremde Frau zu jemand anderem sprechen. Langsam hatte ich den Eindruck, ich müsse hier weg, um nicht durchzudrehen. Außerdem war ich sowieso nicht gemeint. Mit wem redete diese Frau?

»Deine Hand ist eiskalt«, sagte sie.

Ich brachte keinen Ton heraus.

»Weißt du, wovor ich Angst hab?«, sagte sie. Und als ich sie anschauen wollte, senkte sie den Kopf, und ich sah wieder nur ihre ineinander verknoteten Haare.

»Hörst du mir zu?«

Ich hörte ihr zu, aber es dauerte eine Zeit lang, bis ich ihre Stimme wiedererkannte.

»Ich hab Angst, dass du so wirst wie ich. Ich ... ich war oft beim Arzt in den letzten Jahren, das hab ich dir nicht gesagt, weil ... weil ich hätt's dir nicht erklären können ...«

Ich wusste, dass sie beim Arzt war. An der Pinnwand im Flur hing ein Zettel mit der Telefonnummer eines Doktors und ich hab dort angerufen. Eine Sekretärin sagte, Sprechstunden seien nur nach vorheriger Vereinbarung. Das war kein Arzt, zu dem man ging, wenn man Grippe hatte oder Schmerzen, das war ein Psychiater oder ein Psychologe, das hatte ich nicht rausgefunden. Auf alle Fälle war er zuständig für Leute, die daneben waren.

Merkwürdig war meine Mutter, daran gab's keinen Zweifel, und die Sache mit ihren Karten und Sternen war extrem merkwürdig. Aber daneben fand ich sie nicht. Ricos Mutter war daneben, die schlug mit dem Staubsauger auf Ricos Vater ein und spuckte aus dem Fenster, wenn jemand vorbeiging, den sie nicht leiden konnte. So etwas würde meine Mutter nie tun. Auch hatte ich sie und meinen Vater niemals streiten sehen, sie redeten zwar fast so merkwürdig wie die Leute in Becketts Stücken, aber sie warfen sich keine Sachen an den Kopf, volle Milchkännchen zum Beispiel, wie Elsas Mutter ihren Liebhabern, wenn es stimmte, was Elsa erzählte.

»Ja«, sagte ich. Das rutschte mir so heraus. Und meine Mutter lächelte wieder. Seltsamerweise gefiel mir dieses Lächeln jetzt, es kam mir vor, als würde sie mich anlächeln, mich allein, nur mich allein. So wie früher.

»Und nun wirst du vierzehn«, sagte sie, »und ich möcht dir sagen, dass du dich nicht wundern sollst, wenn ich oft so dasitz und meine Horoskope schreib oder die Tarotkarten leg, ich hab dann eine Beschäfti-

gung und ich komm vielleicht auf einen Sinn ... einen Sinn für ... für alles ... Eigentlich müsst ich eine Therapie machen, aber die Kasse zahlt das nicht.«

»Du bist okay«, sagte ich schnell. Nicht so okay wie früher. Aber okay. Okay genug.

Sie schaute mich an. Obwohl sie im Schatten saß, war ihr Gesicht hell wie voller Sonne. Auf ihrer Stirn waren Schweißperlen, es war superheiß, schon tagelang, endlich mal ein echter August.

»Ich bin nicht okay«, sagte sie.

»Doch«, sagte ich. »Du bist halt anders als andere Mütter, das macht aber ...«

»Du bist auch anders als andere Jungs«, sagte sie. »Und ich mach mir Sorgen, weil du so ein Einzelgänger bist, und das wird immer schlimmer ...«

»Was ist daran schlimm?«, sagte ich lauter. Ich war ein Einzelkind, war ich deshalb gleich ein Einzelgänger?

»Bringst du deine Freunde wegen mir nicht mit nach Hause?«

Fing meine Mutter schon wieder damit an, wirres Zeug zu reden?

»Vielleicht genierst du dich für mich«, sagte sie.

Ich sagte: »Wieso soll ich mich denn genießen? Wieso denn?«

Sie legte eine Hand auf meine Backe und mit der anderen hielt sie meine Hand fest. »Sei ehrlich zu mir. Du bist jetzt alt genug für solche Gespräche.«

»Ich genier mich nicht, verdammt! Was ist denn los mit dir? Ich will jetzt weiterlesen!« Ich zog meine Hand